

RICHARD VOß



DIE  
AUFERSTANDENEN

# **Die Auferstandenen**

**Richard Voß**

## **Inhalt:**

[Richard Voß - Biografie und Bibliografie](#)

[Die Auferstandenen](#)

[Erster Band.](#)

[Erstes Kapitel.](#)

[Zweites Kapitel](#)

[Drittes Kapitel.](#)

[Viertes Kapitel.](#)

[Fünftes Kapitel.](#)

[Sechstes Kapitel.](#)

[Siebentes Kapitel.](#)

[Achstes Kapitel](#)

[Neuntes Kapitel.](#)

[Zehntes Kapitel.](#)

[Elftes Kapitel.](#)

[Zwölftes Kapitel.](#)

[Dreizehntes Kapitel.](#)

[Vierzehntes Kapitel.](#)

[Fünfzehntes Kapitel.](#)

[Sechzehntes Kapitel.](#)

[Siebzehntes Kapitel.](#)

[Achtzehntes Kapitel.](#)

Neunzehntes Kapitel.  
Zwanzigstes Kapitel.  
Einundzwanzigstes Kapitel.  
Zweiundzwanzigstes Kapitel.  
Dreiundzwanzigstes Kapitel.  
Vierundzwanzigstes Kapitel.  
Fünfundzwanzigstes Kapitel.  
Sechsendzwanzigstes Kapitel.  
Siebenundzwanzigstes Kapitel.  
Achtundzwanzigstes Kapitel.  
Neunundzwanzigstes Kapitel.  
Dreißigstes Kapitel.  
Einunddreißigstes Kapitel.  
Zweiunddreißigstes Kapitel.  
Dreiunddreißigstes Kapitel.  
Vierunddreißigstes Kapitel.

## Zweiter Band.

Erstes Kapitel.  
Zweites Kapitel  
Drittes Kapitel  
Viertes Kapitel  
Fünftes Kapitel  
Sechstes Kapitel  
Siebentes Kapitel  
Achtes Kapitel  
Neuntes Kapitel  
Zehntes Kapitel.  
Elftes Kapitel  
Zwölftes Kapitel  
Dreizehntes Kapitel  
Vierzehntes Kapitel  
Fünfzehntes Kapitel  
Sechzehntes Kapitel  
Siebzehntes Kapitel

Achtzehntes Kapitel  
Neunzehntes Kapitel.  
Zwanzigstes Kapitel.  
Einundzwanzigstes Kapitel.  
Zweiundzwanzigstes Kapitel  
Dreiundzwanzigstes Kapitel  
Vierundzwanzigstes Kapitel  
Fünfundzwanzigstes Kapitel  
Sechsendzwanzigstes Kapitel  
Siebenundzwanzigstes Kapitel  
Achtundzwanzigstes Kapitel

*Die Auferstandenen, R. Voß*  
*Jazzybee Verlag Jürgen Beck*  
*86450 Altenmünster, Loschberg 9*  
*Deutschland*

*ISBN: 9783849639396*

*[www.jazzybee-verlag.de](http://www.jazzybee-verlag.de)*  
*[www.facebook.com/jazzybeeverlag](https://www.facebook.com/jazzybeeverlag)*  
*[admin@jazzybee-verlag.de](mailto:admin@jazzybee-verlag.de)*

## **Richard Voß - Biografie und Bibliografie**

Dichter und Schriftsteller, geb. 2. Sept. 1851 auf dem  
Dominium Neugrape in Pommern, machte frühzeitig  
größere Reisen, besonders in Italien, schloß sich 1870 als  
Johanniter den deutschen Heeren an, bis ihn eine

Verwundung zur Ausübung dieses Berufs untauglich machte, widmete sich darauf in Jena und München philosophischen Studien und lebte seitdem, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, teils zu Frascati bei Rom, teils in Berchtesgaden. V.' Name wurde in weitem Kreisen zuerst bekannt durch die Trauerspiele. »Die Patrizierin« (Frankf. 1881) und »Luigia San Felice« (das. 1882). Voraus gingen das Schauspiel »Unfehlbar« (Kassel 1874) und die Tragödien: »Savonarola« (Wien 1878), »Magda« (Zür. 1879); spätere Dramen des talentvollen Autors sind: »Pater Modestus« (Leipz. 1883), »Regula Brandt« (das. 1883), »Unehrl. Volk« (Dresd. 1884), »Der Mohr des Zaren« (das. 1883), »Brigitta« (das. 1887), ferner »Mutter Gertrud«, »Alexandra« (beide 1888), »Wehe dem Besiegten« (1888), »Eva« (1889), »Die neue Zeit«, seine bedeutendste Tragödie (1891), »Unebenbürtig«, »Schuldig«, »Der Väter Erbe« (1892), »Malaria«, »Jürg Jenatsch« (1893), »Arme Maria«, »Daniel Danieli« (1894), »Zwischen zwei Herzen« (1895), »Der König« (1896) u. a., diese sämtlich, nebst dem Märchenspiel »Die blonde Kathrein« und dem Legendenspiel »Das Wunder«, in Reclams Universal-Bibliothek erschienen. Außerdem veröffentlichte er: »Nachtgedanken« (Jena 1871); »Visionen eines deutschen Patrioten« (Zürich 1874); »Helena. Aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten« (das. 1874); »Scherben, gesammelt vom müden Mann« (anonym, das. 1875; neue Folge 1878); »Frauengestalten« (Bresl. 1879) und eine Reihe von Romanen und Erzählungen, wie: »Bergasyl, eine Berchtesgadener Erzählung« (Frankf. 1882; 3. Aufl., Stuttg. 1898); »Rolla, die Lebenstragödie einer Schauspielerin« (Leipz. 1883, 2 Bde.); »Römische Dorfgeschichten« (Frankf. 1884; 4. Aufl., Stuttg. 1897); »Die neuen Römer« (Dresd. 1885, 2 Bde.; 4. Aufl. 1905); »Die neue Circe« (das. 1885, 3. Aufl. 1892); »Der Sohn der Volskerin« (Stuttg. 1886); »Michael Cibula« (das. 1887, 3. Aufl. 1905); »Die Auferstandenen« (Dresd. 1887, 2 Bde.);

»Daniel, der Konvertit« (Stuttg. 1888, 3 Bde.; 2. Aufl. 1893); »Erlebtes und Geschautes«, Bilder aus Italien (Jena 1888); »Kinder des Südens«, römische Geschichten (Stuttg. 1889); »Novellen« (Berl. 1889); »Die Sabinerin« (Stuttg. 1890); »Juliane« (das. 1890, 2. Aufl. 1904); »Der Mönch von Berchtesgaden und andre Erzählungen« (das. 1891); »Villa Falconieri« (das. 1896); »Aus meinem römischen Skizzenbuch« (Leipz. 1896); »Unter den Borgia« (Berl. 1897); »Der neue Gott« (Stuttg. 1898); »Die Rächerin und andre römische Novellen« (das. 1899); »Südliches Blut« (das. 1900); »Sigurd Eckdals Braut« (das. 1900); »Amata« (das. 1901); »Die gute Fra Checco« (das. 1901); »Das Opfer« (Bresl. 1901); »Psyche« (Bielef. 1901); »Römisches Fieber« (Stuttg. 1902, 3. Aufl. 1903); »Die Leute von Valdaré«, Roman aus den Dolomiten (1. bis 3. Aufl., das. 1903); »Samum« (das. 1903); »Ein Königsdrama« (das. 1903, 2 Bde.); »Neue römische Geschichten« (das. 1904); »Die Reise nach Mentone« (das. 1904, 2 Bde.).

Autobiographisches lieferte er in der Schrift »Allerlei Erlebtes« (Stuttg. 1902). V. hat bei seiner Vorliebe für das Düstere und Unerquickliche trotz starker Begabung keine ganz durchschlagenden und dauernden Erfolge erzielt; es mangelt seiner Kunst das Bodenständige und die überzeugende Lebenswahrheit. Vgl. Goldmann, Richard V. (Berl. 1890).

## **Die Auferstandenen**

Noch immer war es tiefer Winter. Die ungeheure wilde Steppe lag verschneit und vereist mit erstarrten Lebensgeistern. Nach allen Richtungen hin erstreckte es sich unabsehbar, unendlich; als würde von diesem Punkt der Erde aus die ganze Welt mit Schnee und Eis überzogen. Gewaltige graue Dunstwände hingen rings am Horizont

vom Himmel herab wie die Gardinen eines Riesenamphitheaters. Jeden Augenblick konnte der Vorhang aufgehen und das Trauerspiel »Rußland!« beginnen.

Das Personal zog bereits auf. Lange Kolonnen gespenstiger Nebelgestalten krochen über die Bühne; ein Chorus von Elenden, die lautlos litten, lautlos verzweifelten, lautlos starben. Ihre toten Leiber bedeckten den Boden.

Dunkle Dämpfe entwickelten sich, als qualme die winterliche Erde. Gleich Fetzen eines ungeheuren Trauerflors, von oben bis unten zerschlitzt und zerrissen, schleppte es über den fahlen Grund. In der Höhe löste es sich, verrann es in das allgemeine Grau des Himmels, der schwer und tief herabdrückte.

Vergeblich kämpfte die Sonne mit den Dünsten; nur zuweilen brach ein blutigroter Strahl hervor. Wo der Glanz hinfiel, flammte es auf. Die Stämme eines Birkenwaldes entstiegen strahlend – ein Hain silberner Säulen – dem Nebel, um sogleich wieder darein zu versinken; denn schon war das schöne Himmelslicht von dem gierigen Gewölk aufgesogen worden.

In breitem, tiefem Bette durchzog ein mächtiger Strom in vielfachen Krümmungen das öde Land, Der Fluß war gefroren. An den jäh abfallenden, wild zerrissenen Ufern waren seltsame Laute vernehmbar; unter der starren Eisdecke klang es wie ruheloses Tasten geisterhafter Hände, wie ersticktes Aufschluchzen nach Befreiung, Licht, Leben.

Jetzt fuhr heulend der Sturm über die Steppe. Er hetzte die Nebel vor sich her, zerriß sie, jagte sie auf, trieb den Himmel von der Erde zurück. Durch die Luft wirbelte der

Schnee. Dort wurde er fortgeweht, hier türmte er sich empor. Schwarze Flecken erschienen auf dem lichten Boden, gleich einer Reihe von frischen Gräbern.

Schwärme von Raben erhoben sich mit heiserem Gekrächz. Sie mußten lange umherflattern, ehe sie einige verkrüppelte braune Weiden erspähten. Schneehühner trippelten aufgeregt hin und her, ein hungriger Wolf beschlich einen Hasen, der schrille Schrei eines Raubvogels gellte. Dann wieder tiefste Lautlosigkeit.

In schnurgerader Linie durchschnitt die Wildnis eine Straße, die so wenig befahren wurde, daß sie gänzlich verschneit lag. Aber heute, am Tage vor Ostern, kam unter dem dünnen Geklapper einiger blechernen Schellen, von drei lebensmüden Gäulen gezogen, eine Kibitta daher. Von Zeit zu Zeit machte der Kutscher den Versuch, seine Tiere anzutreiben; doch blieb es jedesmal bei einer trägen Handbewegung und einigen, in den Bart gemurmelten Liebesworten; es war schließlich ganz gleichgültig, wann man ankam. Der einzige Reisende – ein noch ziemlich junger Mann – mußte indessen anderer Ansicht sein. Tief vorgebeugt, schaute er starr ins Weite, als wollte er wenigstens mit seinen Blicken vorwärtskommen. Aber auch das hielt schwer; denn vor ihm türmte sich die Nebelmauer auf. Da er keinen Pelz besaß, hatte er sich in eine Pferdedecke gewickelt, die jedoch von seinem mächtigen Körper nur Schultern und Brust bedeckte. Von Zeit zu Zeit schien er die Kälte zu fühlen; dann bemühte er sich, seine großen, roten Hände in die Ärmel seines Moskauer Studentenrocks zu stecken, was ihm niemals gelingen wollte. Sehr bald fuhr er aus seinem improvisierten Muff wieder hervor und fuchtelte mit beiden Armen in der Luft umher, wobei er sich der schönen Täuschung hingeben mochte, die müden Gäule damit zu größerer Eile anzutreiben.

Er besaß ein echt russisches Gesicht mit tiefliegenden, melancholischen, grauen Augen. Bei Nase und Stirn hatte die Natur gekargt; vielmehr war sie damit nicht ganz fertig geworden. Denn die Stirn war zu kurz und die Nase zu stumpf geraten. Um so vollständiger waren die Wangen und der Mund ausgefallen, in dessen Kraft und frischer Sinnlichkeit sich die ganze Jugend des Mannes konzentriert zu haben schien. Der Flaum eines Bartes zeigte sich an seinem Kinn und das fahle Haar stieg ungepflegt borstenähnlich rings um die abgegriffene Pelzmütze auf. Mit dem Ausdruck von Ungeduld und Erregung auf seinem breiten, unschuldigen Gesicht hatte er etwas von einem großen Kinde, das den Anfang eines Festes nicht erwarten kann.

Ohne seine Haltung zu verändern, starrte er unverwandt geradeaus, wo vor ihm die Welt in Schnee und Nebel versank. Aber, obgleich er es vor Ungeduld und Erwartung kaum auszuhalten vermochte, fiel es ihm doch nicht ein, den trägen Kutscher zu schnellerem Fahren aufzufordern. Einmal sprang er in seiner Aufregung aus dem Schlitten und lief stolpernd vor den Pferden her. Der Kutscher wollte ihm etwas zurufen, stieß jedoch nur einige dumpfe Laute aus.

Nachdem der Reisende einige Werst gelaufen, gab er die Sache auf, bestieg sein Gefährt von neuem und kroch ergebnungsvoll unter seine Decke. Es ward dunkel, eine sternenlose, windige Nacht brach an. Der junge Mann schauerte zusammen, lehnte sich zurück und versuchte zu schlafen. Vor seinen geschlossenen Augen stieg ein Gewimmel von Funken auf, die in schwindelerregender Schnelle vorüberstoben. Seine Gedanken verwirrten sich, eine bleierne Schwere senkte sich auf ihn, ihm war's, als

stürzte er mit gefesselten Gliedern in einen bodenlosen Abgrund.

Unter den Tritten der Pferde und den Kufen des Schlittens knirschte der Schnee. Der Reisende horchte darauf. Zuerst deuchte es ihm wie fernes, leises Klirren und Schwirren. Das wuchs an, das schwoll auf zum Sausen und Brausen. Erschrocken fuhr er empor, ohne indessen imstande zu sein, die Augen zu öffnen.

Dann schlief er ein.

Ihm träumte: ... Ein gewaltiges Weib erschien ihm; schattenhaft, als Phantom. Sie entstieg der Erde, die weit aufklaffte wie eine Gruft. Moder umhüllte sie. Ketten fesselten die starren Füße, schlangen sich um den hageren Leib, um die nackten, totenhaften Arme. Ihr herrliches Antlitz war fahl, ausdruckslos – leblos. Wie in Wahnsinn stierte sie vor sich hin, geradeaus, in ein Nichts. Zuweilen seufzte sie, stöhnte sie. Es war ein schrecklicher Ton.

Da brauste es auf wie Sturm, wie Orkan. Eine wilde Stimme rief: »Frei!« Und »Frei! – Frei! – Frei!« tönte es fort und fort in hundertstimmigem, gellendem Echo. Der Boden erbebte und die Gruft wurde zugeschüttet. Blumen erblühten; blasse Glocken mit blutrotem Kelch. »Frei!« seufzte das gewaltige Weib aus tiefster Brust und klirrend zersprangen die Ketten. »Frei!« hauchte sie, und dem Träumenden war's, als vernähme er den mächtigen Atemzug, mit dem das Leben in ihr erwachte. »Frei!« jubelte sie, schritt und bewegte sich – lebte! Aber noch tat sie beides wie ein lahmes, blindes Kind. Sie tappte, tastete. Nun war's, als ob sie sich besänne. Aber noch wußte sie nichts von Gedanken, noch hatte ihr erster Laut ihr nicht die Sprache gegeben. Denn da sie reden wollte, begann sie zu stammeln und zu lallen, bis ein Daseinsschauer durch

ihren Leib lief, ein Lebenshauch über ihre Züge glitt. Sie öffnete den bleichen Mund und sog gierig die eiskalte Luft ein. Dabei quoll ein Blutstropfen zwischen ihren Lippen hervor.

Lange Zeit stand sie bewegungslos. Dann schien ihr etwas zu fehlen und sie begann zu suchen; rasch, hastig, angstvoll. Sie schien nicht zu finden, sie sank nieder und wühlte mit ihren Händen unter dumpfem Ächzen den Boden auf, darin sie begraben gelegen.

Was mag sie suchen? dachte der Träumende schaudernd. Sie hatte seinen Gedanken erraten. Ohne Unterlaß wühlend und grabend, wandte sie sich um nach ihm, stierte ihn aus hohlen Augen an und lallte: »Meine Seele.«

Mit einem Schrei erwachte Sascha.

Das russische Volk – das freie russische Volk suchte voller Todesangst seine Seele.

## **Erster Band.**

### **Erstes Kapitel.**

In Eskowo, einem nordrussischen Steppendorf von etwa dreihundert Einwohnern – noch bis vor kurzem hieß es »Seelen« – rüstete man das Osterfest des Jahres 1879. In den Häusern, elenden Baracken aus Birkenstämmen und Lehm, wurden ernstliche Reinigungsversuche unternommen; man schaffte den Kot hinaus und ließ den Schmutz liegen. Nur die »heilige Ecke« erfreute sich einiger Sauberkeit. Dort war der Boden wenigstens trocken

und zum Überfluß sogar mit Buchs bestreut, den die Kinder unter lautem Jubel aus dem Schnee gegraben hatten. Das Heiligenbild selbst, dessen Antlitz mit starren, braunen, byzantinischen Zügen feierlich genug aus seiner Umrahmung von getriebenem Kupfer hervorsah, schmückten Birkenreiser, mit langen Streifen farbigen Papiers und Goldschaum behängen. Geweihte Kerzen brannten davor.

Schon stand in der Nähe des gewaltigen Ofens die Ostertafel gerichtet. Sie war gedeckt mit buntsäumigem Sonntagslinnen, dicht besetzt mit bemalten hölzernen Tellern, Schüsseln und Krügen, schwer beladen mit Festspeisen; gedörrten und gesalzenen Fischen, geräuchertem und gebratenem Fleisch, Steppenhühnern, Hasenpastetchen, eingemachten Schwämmen, Gurken und Backwerk aus Honig und Anis. Ein stattliches Tonfäßchen enthielt den vielgeliebten Kwaß, im Ofen kochte die Kohlsuppe und die mit Pfeffer gewürzte Grütze, brieten die Piroggen.

Vom frühesten Morgen an wurden die beiden Badestuben des Dorfes geheizt. Jung und alt nahm Dampfbäder. Wer zu den Honoratioren von Eskowo gehörte, bewies seine Ansprüche auf Ansehen dadurch, daß er sich kräftig mit Birkenruten streichen ließ. Von Zeit zu Zeit sprang die Tür des Badehauses weit auf, eine Dampf Wolke quoll heraus, aus der sich eine Schar nackter Kinder entwickelte. Schreiend liefen sie auf die Gasse, wälzten sich im Schnee und stürzten dann, rot wie gesottene Krebse, wieder zurück in die Glut.

So trieb man es bis zum Abend. Dann gingen die Leute heim und legten die Festkleider an; die Männer den sonntägigen Schafpelz, die Frauen und Mädchen ihre schönen und feierlichen weißen Wollengewänder. Sie

trugen reichen Schmuck und auf dem Kopf glänzte der Powoinik wie ein Diadem.

Am Abend saß Wera Iwanowna, die Tochter des Starosten, von Kindern umringt in der väterlichen Hütte. Während sie Mädchen und Knaben das Haar kämmte, versuchte sie, ihnen begreiflich zu machen, weshalb in Rußland so lange Winter sei. Die Kleinen prangten bereits in ihren Festkleidern und harrten ungeduldig des Augenblicks, wo sie aus der Abendschule entlassen werden sollten. Darauf würde alsdann jedes sein Licht anzünden und alle gemeinsam in die Kirche ziehen, deren Fenster bereits hell erleuchtet durch die Winternacht strahlten. Doch hatten die Kinder das junge Mädchen mit dem ernstesten, schönen Gesicht viel zu lieb, um sich nicht alle Mühe zu geben, ihre Ungeduld zu bemeistern und aufmerksam zuzuhören.

Wera sprach mit tiefer, weicher Stimme, oft stockend und abbrechend. In ihrem Wesen lag etwas seltsam Befangenes, zugleich Feierliches. Als das letzte der Kinder mit möglichst glattgekämmtem Kopf vor ihr stand, faltete sie die großen, weißen Hände im Schoß und sah darauf nieder: So konnte sie besser reden.

»In anderen Ländern, meine Lieblinge, ist's jetzt bereits Frühling, in anderen Ländern blühen jetzt auf den Wiesen bereits Primeln und Veilchen und die Birken haben längst Blätter. Bei uns ist's immer noch Winter.«

Sie schwieg, hob den Kopf und sah mit müdem, verschleiertem Blick zum Fenster hinaus auf die öde, winterliche Landschaft.

»Warum ist's bei uns immer noch Winter?«

Wera wandte ihr Gesicht dem kleinen Frager zu. Sie antwortete mit einem Seufzer; dann besann sie sich: »Weißt du das nicht mehr? Wer von euch hat es sich besser gemerkt?«

Eine Weile allgemeines Schweigen; dann streckte ein kleines rothaariges Mädchen den Arm in die Höhe.

»Ich weiß es.«

»So sag's.«

»Weil - weil - -«

Die Kleine schien rettungslos ins Stammeln zu geraten; aber plötzlich fiel es ihr ein: »Weil bei uns Rußland ist,« deklamierte sie triumphierend.

»Weil bei uns Rußland ist,« wiederholte die junge Lehrerin leise und langsam. Dabei blickte sie wieder auf und hinaus; müde und hoffnungslos. »Du, Wera Iwanowna, warum ist's bei uns in Rußland nicht auch wie in anderen Ländern?« forschte eine kleine Wißbegierige. »Wir wollen auch zu Ostern Blumen haben, Primeln und Veilchen.«

Wera, ihre Gedanken sammelnd, belehrte: »In Rußland ist der Winter viel länger als in anderen Ländern, weil bei uns die Sonne viel weniger warm scheint. Paßt gut auf! Die Sonne scheint in Rußland viel weniger warm, weil -«

Sie stockte. Sie suchte nach dem rechten Worte, nach dem rechten Gedanken, fand jedoch beides nur mühsam und unvollkommen.

»Bei uns in Rußland ist es viel kälter als in anderen Ländern, weil unser armes Rußland so weit von der Sonne

entfernt liegt. Deshalb grünt und blüht bei uns alles viel später; denn nur da, wo die Sonne recht warm und hell hin scheint, kann es wachsen und gedeihen!«

Sie schwieg, atmete schwer und sah hilflos um sich.

Ein seines Stimmchen rief: »Ich denke mir etwas. Darf ich's sagen?«

Wera ermunterte den kleinen Zagenen: »Gewiß darfst du es sagen. Du mußt stets sagen, wenn du dir etwas denkst und stets, was du dir denkst. Der Mensch darf niemals anders reden, als seine Gedanken sind, sonst ist er ein schlechter Mensch. Und du willst doch ein guter Mensch werden. Das wollen wir alle. Also was denkst du?«

»Es ist gar nicht hübsch vom lieben Gott, daß er Rußland jedes Jahr einen so langen und kalten Winter schenkt. Hat Rußland dem lieben Gott etwas zuleide getan?«

Wera heftete ihre schwermütigen Augen auf den Knaben. Der kleine Kerl schaute ganz trotzig drein; doch konnte sein kindlicher Eifer der Lehrerin kein Lächeln abgewinnen. Sie rief ihn zu sich, legte ihre Hand auf sein helles Haar und sagte laut und feierlich: »Auch Rußland wird von Gott geliebt. Und Gott mag wohl so streng gegen Rußland sein, damit hier die Leute besser werden als in anderen Ländern; die kleinen Knaben brave Männer und die kleinen Mädchen wackere Frauen. Wenn es in Rußland recht viele brave Männer und wackere Frauen gibt, schenkt ihnen der liebe Gott immer mehr von seinem warmen goldenen Himmelslicht, immer, immer mehr! Dann werden bei uns auf den Wiesen Primeln und Veilchen ebenso früh blühen, wie in anderen Ländern.«

Ihre Feierlichkeit machte den Kindern bang. Alle waren still. Der Knabe, der mit dem lieben Gott unzufrieden war und auf dessen Kopf Weras Hand noch immer lag, schmiegte sich an das Mädchen und flüsterte: »Wenn wir recht brav werden, schicken sie uns dann auch nach Sibirien und in die Gruben wie meinen Vater?«

Leidenschaftlich drückte Wera das Kind an sich und rief: »Es wird eine Zeit kommen, wo in Rußland niemand mehr nach Sibirien und in die Gruben geschickt wird – niemand, der ein braver Mann ist.

»War denn mein Vater kein braver Mann?«

»Dein Vater war ein Held, ein Märtyrer!«

Ihre bleichen Wangen überflog ein tiefes Rot, ein heißer Glanz strahlte in ihren Augen auf. Sie erhob sich und stand mitten unter den Kindern mit leuchtendem Gesicht.

»Ich will auch ein Held werden, sie sollen mich auch nach Sibirien schicken,« rief der junge Sohn des Nihilisten.

Die Kinder begannen zu flüstern und zu kichern; aber Wera nickte dem kleinen Zukunftshelden ernsthaft zu: »Wenn ihr erst groß seid, wird alles anders geworden sein: alles besser, viel, viel besser! Ihr versteht es nicht und ich kann es euch auch nicht sagen. Wenn dann alles anders und besser ist, so gedenkt der Heiligen des russischen Volkes; nicht nur derer, welche in den Kirchen wohnen und von euch angebetet werden, sondern eurer Väter, von denen niemand weiß und die doch für alle gelitten haben; von denen viele für uns gestorben sind. – Und jetzt müßt ihr in die Kirche.«

Ein fröhliches Getümmel entstand. Jedes Kind suchte sein Licht. Dann ging es ans Anzünden, was durchaus nicht so bald geschehen war; aber schließlich flackerte über jedem festgeschlossenen Händchen eine kleine Flamme.

Wera war beiseite getreten und blickte mit herzlichem Anteil auf das Treiben des jungen Völkchens. Die kleine Marfa kam zu ihr.

»Du hast ja dein weißes Kleid noch nicht an. Gehst du nicht mit in die Kirche?«

»Ich bleibe zu Hause.«

»Bist du krank?«

»Ich bin nicht krank; aber – – «

Wieder fehlten ihr die rechten Worte. Wie hätte sie auch dem Kinde erklären sollen, weshalb sie am heiligen Osterfest ihr weißes Gewand nicht trug und nicht mit in die Kirche ging.

Hastig bückte sie sich und küßte das Mädchen auf die Stirn. Das meinte wichtig: »Wenn du nicht mit in die Kirche kommst, wird der Pope böse auf dich.«

Das hörte der junge Dimitri.

Er stellte sich breit vor Wera auf: »Aber schlagen soll er dich nicht!«

Er war ganz aufgeregt. Wera suchte ihn zu beruhigen: »Ich lasse mich nicht schlagen.«

»Meine Mutter wird alle Tage geschlagen,« verriet einer.

Er sollte den anderen nichts voraus haben; denn sogleich meldete ein zweiter: »Meine Mutter auch – vom Vater, alle Abend. Dann schreien sie.«

Nun kam es heraus. Die meisten Mütter wurden geschlagen, mitunter auch die Väter. Vater und Mutter tranken Branntwein – jeden Abend! Dann schrien sie und schlugen sich.

Blaß und stumm stand Wera und hörte zu. Sie wagte nicht aufzusehen und in die unschuldigen Kindergesichter zu blicken. Sie schämte sich, als wäre sie es, die täglich von rohen Händen geschlagen würde.

Sie mußte sich anstrengen, zu sprechen: »Aber jetzt fort mit euch. Ihr wißt doch, weshalb ihr diese Nacht in die Kirche geht?«

»Heute gibt's Kwaß und Kohlsuppe. – Ja, und Piroggen! – Und Fleisch! – Und Pastetchen!« jubelte es durcheinander.

Wera wollte die Kinder belehren; sie wollte ihnen sagen: »Ihr feiert heute das Osterfest: Christus ist von den Toten auferstanden.«

Aber sie schwieg. Es waren Wunder, die sie mit Ehrfurcht erfüllten, die sie jedoch nicht begriff.

Sie schickte die Kinder hinaus. »Morgen vormittag kommt ihr wieder. Was willst du, Kleine?«

»Meine Mutter erlaubt nicht, daß ich wieder komme,« schluchzte das Kind. »Sie läßt dir sagen; das wäre nun einmal so, der Pope hab' ihr's verboten. Der Pope hat gesagt, du hetztest uns auf. Ja, und noch viel mehr hat der

Pope gesagt, ich hab's nur wieder vergessen. Sie sind alle böse auf dich: du wärst gar keine Christin.«

Die Kinder waren still geworden. Scheu blickten sie auf Wera, die sich mit der weinenden Kleinen beschäftigte und diese schnell zu beruhigen wußte.

»Ich werde morgen deine Mutter besuchen und mit ihr reden. Jetzt geht, sonst kommt ihr zu spät.«

Hand in Hand traten sie hinaus in die finstere, kalte Nacht. Die Wachskerzen hielten sie dicht vor ihren Gesichtern, so daß man bei der tiefen Dunkelheit von den winzigen Gestalten nur die Köpfchen sah. Die grell beleuchteten blühenden Kindermienen mit den strahlenden Augen und den lachenden Lippen tauchten auf aus der Finsternis und schwebten dahin wie eine Schar geflügelter Engelsköpfe – so dachte Wera, am Fenster stehend und ihren kleinen Freunden nachblickend, bis sie von dem Zuge der übrigen Kirchgänger aufgenommen wurden.

Der jungen Lehrerin von Eskowo ward das Herz schwer.

... Da trippeln sie hin, mit ihren Lichtern durch die Osternacht wie vom Himmel gefallene Sterne. Arme, junge Brut! Jetzt noch so froh, so gut, so unwissend; die rosigen Blumenknospen des russischen Winters. Das wird bald anders sein. Aber sind sie nicht frei geboren, sollen sie nicht frei bleiben? Frei. Das ist auch eines von den Worten, bei denen das russische Volk sich nichts denken kann. Man müßte es ihm erklären, damit es wüßte: Wir sind frei! damit es mit seiner Freiheit etwas anfangen könnte. Aber so, wie es nun einmal ist, weiß es nichts davon. Was kann ich tun, um zu erfahren, was das russische Volk mit seiner Freiheit anfangen soll? Niemand sagt es mir. Überall Elend

und Jammer und – Unwissenheit. Und nirgends Hilfe. Was kann ich tun, um zu helfen?

Sie starrte hinaus, als erwarte sie die Antwort auf ihre angstvolle Frage von draußen. Aber die Nacht blieb schwarz und der Lichtschein, der aus der Kirche drang, wußte ihr auch nichts zu sagen, so gern sie seine Sprache vernommen und verstanden hätte.

## **Zweites Kapitel**

In die Stube trat Weras Vater, der Starost Iwan Iwanowitsch Martinow. Es war ein Mann in den Fünzigern, klein und vertrocknet, gleichsam gedörrt; mit Beinen, die in dem kurzen Oberleib wie falsch eingeschraubt saßen. Sein farbloses Haar hing ihm glatt abgeschnitten bis tief in die Augen, die wie hinter einem Vorhang scheu und tückisch hervorblinzelten, wenn sie nicht den starren, gläsernen Blick des Berauschten hatten. Auch der untere Teil des Gesichts war mit Haaren bedeckt.

Er hatte die Angewohnheit, unaufhörlich zu schwatzen und mit den Armen in der Luft herumzufuchteln, als erlebte er noch immer die schönen Tage der Knute, die er einstmals über die unglücklichen »Seelen« Eskowos geführt hatte. Auch in nüchternen Stunden hatte er einen schleppenden, schwankenden Gang und eine weinerliche Stimme. Da er Tag und Nacht, betrunken oder nicht betrunken, auf dem Ofen lag, so roch er wie ein geräucherter Stör, dessen Farbe er mit den Jahren auch angenommen hatte. Brutal und feig zugleich, käuflich und träge, schmierig an Leib und an Seele, war er der echte Typus des Starosten eines nordrussischen Steppendorfes.

Als er zu seiner Tochter ins Zimmer trat, war seine Stimme gerade im Begriff, sich zu metamorphosieren. Er schluchzte: »Eh, Töchterchen, Täubchen, zur Kirche!«

Wera trat vom Fenster zurück und ging auf den Berauschten zu: »Was soll ich wohl in der Kirche?«

Auf diese Frage war das Väterchen nicht gefaßt. Im Tone tiefsten Überlegens kam es von seinen Lippen: »Eh – was sollst du wohl in der Kirche? Eh?!« Plötzlich fiel es ihm ein: »Trost in Leiden suchen, mein Seelchen,« wimmerte er.

»Trost in Leiden? Der Pope wird kreischen, daß die Leute heute nacht nicht zu viel Branntwein trinken sollen und wird der erste sein, der sich im Straßenkot wälzt.«

Wera sagte das ruhig und gleichmütig, wie eine Sache, die sich von selbst versteht. Sie sah dabei ihren Vater an, mit ihrem gewöhnlichen, tieftraurigen, müden Blick, unter dem Iwan Iwanowitsch sich indessen förmlich krümmte. Doch als Starost von Eskowo mußte er den Popen von Eskowo entschuldigen.

Er tat es aus tiefster Seele.

»Schimpf' nicht auf den Branntwein. Solch guter Branntwein! Mußt den armen Väterchen ihren Branntwein lassen. Was Warmes im Leib; Trost in Leiden.«

Und er begann laut zu schluchzen. Aber auch daran war seine Tochter gewöhnt; ihre Antwort klang, als spräche sie zu sich selbst: »Beim Popen und im Branntwein Trost in Leiden suchen. Alle Tage betrunken, alle Tage eure Weiber schlagen oder euch von euren Weibern schlagen lassen, und dann: Trost in Leiden im Branntwein suchen! Wie soll ich es euch nur sagen, daß wir für unsere Leiden – die groß

sind – anderswo Trost suchen müssen, als beim Popen und im Branntwein.«

Der Starost murmelte allerlei Klägliches in den Bart, wobei er unverwandt nach dem festlich gedeckten Tisch hinüberblinzelte, dessen Herrlichkeiten er schon jetzt schmatzend genoß. Der Duft der Kohl- und Fischsuppe durchdrang das ganze Haus. Und da stand ja auch der Kwaß! Die großen Leiden des russischen Volkes kamen dem Starosten von Eskowo in diesem Augenblicke recht erträglich vor.

Die Stimme seiner Tochter riß ihn aus seiner optimistischen Lebensanschauung. Sie konnte so ernst und streng klingen, diese Stimme, ganz anders, als die des Popen.

»Ich habe es Ihnen, Iwan Iwanowitsch, längst einmal sagen wollen. Anna Pawlowna, unsere Herrin, befindet sich in Moskau. Sie hat uns freigegeben; im übrigen kümmert sie sich nicht um uns. Wir sind arm und unwissend, aber wir sind keine Leibeigenen mehr. Sie sind der Starost des Dorfes, Sie sind ein freier Mann, Sie gelten hier etwas, Sie könnten hier Gutes tun. Verstehen Sie mich: Gutes könnten Sie hier tun! Das ist etwas Großes, etwas Heiliges; ja, das ist es. Der russische Bauer hat einen solchen Starrsinn, eine solche Gleichgültigkeit! Ihm ist alles gleich, alles bleibt beim alten. Und doch muß etwas geschehen – was, das weiß ich ja nicht. Aber auch wir müssen etwas tun, sonst wird es schlimmer und schlimmer, wo es doch hohe Zeit ist, daß es besser und besser werde. Trost in Leiden geben, das ist nichts; Hilfe in Leiden, das ist alles. Aber wo ist die Hilfe?«

Sie sah sie nicht, sie sah sie nirgends, unwissend, wie sie war. Der Starost hörte anfänglich voller Zerknirschung zu;

als er aber merkte, daß seine Tochter an ihm vorbeiblickte, in die Nacht hinein, schlich er sich zum Tisch und stahl eine Gurke, an der er andächtig saugte, während Wera fortfuhr: »Ich weiß, wodurch es so schlimm bei uns steht: durch die Beamten; sie sind das Unglück von Rußland, Rußlands Elend und Schande; denn vom Starosten angefangen, bis hinauf zum Gouverneur sind es schlechte Beamte. Der Zar soll uns andere Beamte geben, dann wird er ein anderes Volk haben.«

Aber da brach das Väterchen in ein Jammergeschrei aus. An dem letzten Stück der Gurke würgend, ächzte der würdige Beamte von Eskowo: »Wera Iwanowna, Töchterchen; stürze dein Väterchen nicht ins Unglück. Was kann es tun? Darf sich nicht regen, wird unterdrückt, unterdrückt. Und dann nicht mal Trost in Leiden – – «

Schluchzend verstummte er. Sein Blick klammerte sich Hilfe suchend an das Tonfäßchen. Er fühlte sich so elend, daß ihm ganz schwach wurde. Er wankte hin, legte die Hand an den Spund, wandte sich nach Wera um und meinte pfiffig: »Kwaß ist nicht Branntwein. Eh, Töchterchen?«

»Es steht auch Branntwein auf dem Tisch,« erwiderte Wera verächtlich.

### **Drittes Kapitel.**

Voll und feierlich klang das Geläut der Glocken durch die Osternacht. Wera war allein im Hause. Sie versuchte, sich zu beschäftigen, aber es ging ihr alles schwer von der Hand; sie war zu allem so ungeschickt! Ihr einziges Talent bestand in der Sehnsucht: sie sehnte sich unsäglich, etwas zu vollbringen, etwas zu tun, etwas zu helfen – irgend etwas! Sascha, ihr Gespieler, ihr Jugendfreund, der Student

in Moskau war, der tat etwas, der vollbrachte etwas, der half, daß in Rußland weniger Unwissenheit und Unfreiheit ward. Aber seit Jahren hatte sie nichts von Alexander Dimitritsch gehört; auch er hatte sie verlassen.

So verzehrte sich denn dieses Mädchen in Sehnsucht nach Taten. Ihr war's, als wäre es auch in ihrer Seele Winter. Wie schön müßte es sein, wenn auch die Menschenseele ihren Frühling bekam, wenn auch in das starre Gemüt des Unglücklichen die Sonne hinein schien, die Eisesrinde des Jammers hinwegtauend: tausend Triebe regen sich, alles drängt zum Licht, hundertfältig sprießt, grünt, blüht es im Herzen.

Die Haustür wurde geöffnet, die Einsame hörte Schritte im Vorraum, und dann von einer sanften, zärtlichen Stimme ihren Namen rufen: »Wera!«

»Ich bin hier, Tania. Komm herein!« Die Tür ging auf und über die Schwelle trat, gleich einem Seraph, der die Osterverkündigung brachte, ein junges Mädchen im weißen Festgewand, eine brennende Kerze in der Hand. Der Sitte gemäß hatte sie für die Osterfeier das Haar aufgelöst; fast bis zu den Knien fiel es in rötlichem Glanz herab, sie hätte sich darin einhüllen können. In dieser strahlenden Umgebung erschien ihr rosiges Gesichtchen wie ein byzantinisches, auf Gold gemaltes Heiligenbild.

»Heilige Osternacht, Wera.«

»Heiliges Auferstehen, Tania.«

Wera ging ihrer Freundin entgegen und führte sie ins Zimmer; dabei rief sie in den dunklen Vorraum hinaus:  
»Komm doch auch herein, Colja!«

Ein dumpfes Knurren antwortete; dann ein mächtiges Stampfen auf dem harten Lehm Boden, ein heftiges Schnauben und Colja kam »auch« herein. Es war der Knecht Tania, ein ungeschlachter, häßlicher Mensch, der sich in den vierzig Jahren seines Lebens noch immer nicht an sich selbst gewöhnt hatte und aus einem dumpfen Erstaunen über das Riesenmaß seines Leibes gar nicht herauskam. Er schien geboren zu sein, um über jeden denkbaren und undenkba ren Gegenstand zu stolpern; die Dinge schienen nur da zu sein, damit er daran Anstoß nehmen konnte. Dabei sah er sich pflichtschuldigst jedes Ding, das für seinen gewaltigen Körper ein Hindernis abgegeben, aufmerksam an; und selbst bei Sturm und Regen, oder beim härtesten Frost konnte er betroffen werden, wie er tiefsinnig und mit höchster Entrüstung einen Stein, einen Baum oder einen Graben betrachtete, der ihn soeben zu Fall gebracht. War er einmal so glücklich oder so unglücklich, durchaus keinen Gegenstand des Anstoßes zu finden, so wußte er sich nicht anders zu helfen, als unter Aufbietung seiner ganzen Einbildungskraft an allerlei imaginären Steinen und Ecken anzurennen. Ebenso stolperte dieser merkwürdige Mensch über jeden Begriff und wenn es der Begriff war, daß Colja ein Knecht und kein Leibeigener, daß Branntwein ein angenehmes Getränk, Nichtstun eine wunderhübsche Sache sei, und daß die Herrin, das Täubchen Tania Nikolajewna eine – – Aber dafür fehlte ihm überhaupt jeder Begriff, jeder Begriff und jeder Ausdruck. Er hatte einen Mund, so groß, und Augen, so klein, wie das überhaupt nur möglich war. Mit dem Blick eines mürrischen, schläfrigen Hundes pflegte er unverwandt seine junge Herrin anzustarren und sprach er einmal, das heißt, stieß er einmal einige heisere Gurgeltöne aus, so geschah es, um mit seiner Herrin zu reden, oder über seine Herrin lange, unverständliche Monologe zu halten.

Jetzt stand er hinter ihr, in der Nähe der Tür an der Wand lehrend wie der mürrische Trabant einer Elfenkönigin, der seine Gebieterin zu den Menschen begleitet hat und nun Wache hält, daß die Erde nicht den Saum des Kleides Ihrer luftigen Majestät beflecke.

»Wie gut von dir, daß du gekommen bist. Ich fühlte mich gerade recht einsam,« vertraute Wera der Freundin an; durch den Gegensatz mit der Lieblichen erschien Wera noch ernster und herber.

»Ich mußte hier vorbei und wußte, daß du zu Hause bleiben würdest. Colja verriet es mir.«

Sie wandte sich nach ihm um und lächelte den Unhold so holdselig an, daß dieser seine Augen in beängstigender Weise aufriß und es fast zu einer Rede gebracht hätte: »Ja, Tania Nikolajewna, Täubchen –«

Das übrige ging unter in Gebrumm.

Die beiden Mädchen setzten sich und plauderten leise.

»Aber du kommst zu spät zum Gottesdienst,« meinte Wera besorgt.

»Ich schleiche mich wohl noch ein, ohne daß der Pope mich sieht. Du sollst hier nicht so verlassen sitzen.«

»Hat Wladimir Wassilitsch aus Moskau geschrieben?«

»Schon lange nicht mehr.«

»Du brauchst darüber nicht traurig zu sein; er liebt dich zärtlich.«

»Er ist so wild.«

»Er ist der wahre Freund des russischen Volkes.«

»Was tut er in Moskau?«

»Sascha ist ja auch dort.«

»Das ist mein Trost. Sascha ist ein solch guter, starker Mensch. Wo Sascha ist, kann nichts Böses geschehen.«

»Böses? Was redest du?«

»Wera, Wera, was tun sie in Moskau?«

Die Angst erstickte ihre Stimme; aber Wera geriet in Begeisterung: »Was sie tun? Gutes, Großes: sie lernen! Sie, die Söhne von Leibeigenen, unterrichten sich über alles, was der Mensch wissen muß, wenn er in seiner Seele ein freier Mensch sein will. Ich kenne Sascha. Ich weiß, daß er lernt, um helfen zu können. Und du solltest deinen Verlobten besser kennen. Der Name Wladimir Wassilitsch wird für das russische Volk einst der Name eines Helden sein. Und du dann dieses Helden Weib. Du weinst?«

Colja ward an bei Tür unruhig. Er stieß gurgelnde Laute aus und geriet in eine schwankende Bewegung; ganz wie ein Bär. Dann rieb er seine gewaltigen Hände gegen seine Stirn und starrte ingrimmig nach der heiligen Ecke hinüber, wo die Mädchen unter dem Madonnenbilde Platz genommen. Wera saß im Schatten, aber auf Tania fiel der Kerzenschein und verklärte die liebliche Gestalt. Sie hob ihr tränenüberströmtes Gesichtchen zur Freundin auf, ein Bild holdseligsten, hilflosesten Leidens. Colja fühlte einen dumpfen Trieb, zu ihr zu gehen, eine der geweihten Kerzen anzuzünden, sich auf die Knie zu werfen und alles

herzumurmeln, was er an Gebeten wußte. Das war freilich nicht viel.

Auf Weras Gesicht war ein Ausdruck tiefsten Mitleids erschienen, welcher die strengen Züge wie ein Schein überflog. Sie neigte sich über die Traurige und flüsterte:

»Warum weinst du, Tania?«

»Weil mir so bang ist, weil uns ein großes Unglück bevorsteht.«

»Ich verstehe dich nicht.«

»Wladimir ist so wild, sage ich dir. Er kann so schrecklich hassen.«

»Wen haßt er?«

»Ach, ich weiß es auch nicht; aber ich glaube alle, die das Volk bedrücken. Die Briefe, die er mir bisweilen durch einen Boten zuschickt, sind fürchterlich. Niemals ein Wort von Liebe zu mir; nur von Haß ist die Rede, immer nur von Haß! Er schreibt mir: Ich liebte ihn nicht, wenn ich nicht alle die haßte, die er haßt. Sie wären die Verderber Rußlands.« »Das sind sie!« rief Wera. Sie war aufgestanden. »Sie müßten alle sterben.«

»Sterben?!«

»Alle, alle! Erst dann kämen bessere Zeiten für Rußland, denn dann würde in Rußland das Volk herrschen.«

»Das Volk herrschen? Was versteht das Volk davon? Das Volk weiß ja nicht einmal, was ihm fehlt, weshalb es unglücklich ist. Es müßte dem Volke erst gesagt werden, das Volk müßte erst lernen, nicht unglücklich sein zu

wollen. Es regt ja keine Hand, läßt alles gehen, wie es gerade geht, ist ganz dumpf und stumpf. Und dann in Rußland das Volk herrschen! – – Was willst du, Colja?«

Er wollte nichts, gar nichts! Er brummte und murrte nur. Nicht einmal das Glas Kwas, welches Wera ihm einschenkte, wollte er austrinken: Tania Nikolajewna, das Täubchen, schluchzte immer noch.

»Was schreibt dir Wladimir sonst in diesen heimlichen Briefen?«

Sie stand, vergebens bemüht, ihre Aufregung niederzukämpfen, mit angehaltenem Atem auf die Antwort wartend.

»Was er sonst schreibt? Sonst nichts. Es ist immer dasselbe, in jedem Briefe dasselbe. Er wird gewiß recht haben.«

»Er hat nicht recht. Aber Colja, so sei doch still.«

Aber Colja war nicht still; Colja fuhr fort, vor sich hin zu murmeln und zu murren.

»Ich glaube, daß er recht hat,« sagte Tania leise und eine tiefe Röte überzog ihr Gesicht. Die sanften Augen bekamen Fieberglanz, sie erhob sich und trat von Wera fort. Eine Pause entstand. »Wann denkst du, daß dein Verlobter zurückkommen wird?«

»Er wird gar nicht zurückkommen.«

»Nie?«

»Er wird nach mir schicken, wenn er es an der Zeit hält.«

»Und dann?«

»Dann werde ich zu ihm gehen.«

»Aber deine Eltern?«

»Dann werde ich zu ihm gehen,« wiederholte Tania und sie setzte hinzu: »Ich bitte Gott, die Madonna und alle Heiligen jeden Morgen und Abend, daß er bald nach mir schicken möge.«

»Wirst du allein gehen?«

»Colja begleitet mich – natürlich.«

Jetzt kam der große Augenblick: Colja sprach und wie sprach er!

»Colja begleitet sie – natürlich! Wera Iwanowna, Mütterchen, seien Sie unbesorgt: Colja begleitet das Täubchen. Wenn es fortflattert, flattert Colja mit – natürlich! Colja ist ein Knecht, Colja tut, was man ihm befiehlt. Ruft die Herrin: Colja hier! kommt Colja her – natürlich! So ist's.«

Es war die längste Rede, die er jemals gehalten. Vollständig erschöpft sank er gegen die Wand und schloß die Augen. Da hörte er Tania leise auflachen; über Colja – natürlich! Fast hätte er vor Vergnügen mitgelacht. Statt dessen leerte er das Glas Kwas, das er immer noch in der Hand hielt. Jetzt konnte er trinken: Tania Nikolajewna hatte gelacht

## **Viertes Kapitel.**